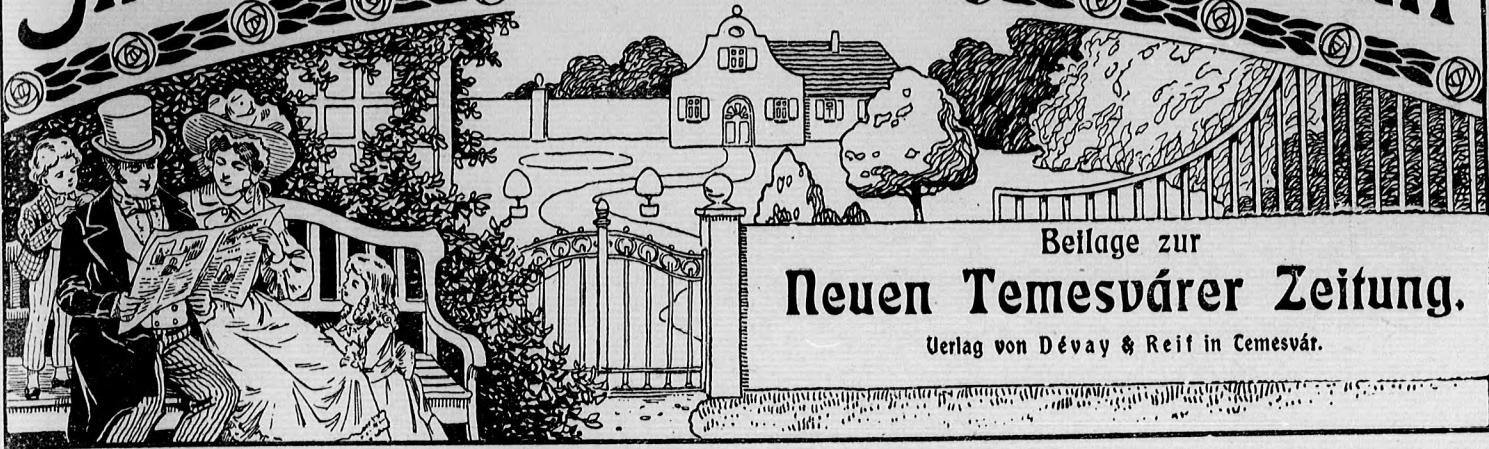


# Illustriertes Unterhaltungs-Blatt



Beilage zur  
**Neuen Temesvárer Zeitung.**

Verlag von Dévay & Reif in Cemesvár.

## Künstlerblut.

Roman von P. von Ellenborn.  
(Fortsetzung)

„Ich verlange nicht Liebe von derjenigen, die mir ihre Hand reicht, wohl aber hoffe ich, mir ihre Achtung zu erwerben,“ nahm er wieder das Wort; und wenn ich mein Auge auf eine Dame geworfen habe, die noch in der vollen Jugendblüte steht, so geschieht es, weil ich ein heiteres, lebenslustiges Wesen um mich haben möchte, und nicht eine Frau, von der ich fürchten muß, daß ihre reiferen Jahre auch bereits Launen, wenn nicht gar Grillen hervorgerufen haben können. Ich will ihr mehr väterlicher Freund und Beschützer als Gemahl, sie soll mir mehr mit kindlicher Zuneigung als mit ehelicher Zärtlichkeit zugetan sein; auf diese Weise soll der Unterschied der Jahre beiden weniger fühlbar werden.

Eine Pause entstand.

„So sehr mich Ihr Antrag auch ehrt, Herr Baron, so vermag ich in diesem Augenblick doch nicht einen Entschluß zu fassen,“ stammelte ich ein wenig gefaschter. „Das Plöbliche, Unerwartete Ihres Anerbietens wird mich gewiß entschuldigen, wenn ich um eine kurze Bedenkzeit bitte.“

Der Freiherr nickte zustimmend.

„Ganz gewiß, mein Fräulein, ich bin weit entfernt, Sie in diesem Augenblick zu einer bestimmten Antwort drängen zu wollen,“ erwiderte er mit gewinnender Freundlichkeit. „Mir genügt zunächst schon die Gewißheit, daß Ihr Herz noch frei ist, daß Sie mein Anerbieten überhaupt in Erwägung ziehen wollen. Ich bin mit Glücksgütern reichlich gesegnet, meine Gattin wird dereinst auch meine Erbin sein. Einige dringende Angelegenheiten rufen mich auf meine Güter in Polen; morgen reise ich ab und kehre in drei oder vier Wochen nach Wien zurück, und dann, mein wertest Fräulein, werde ich mir Ihre Entscheidung holen.“

Er reichte mir die Hand zum Abschied und schaute mich mit so seltsam wehmütigem Blicke an, daß ich mich eines leisen Mitgeföhls nicht zu erwehren vermochte.

Als er fort war, ließ ich mich krank melden; ich hätte keinen Ton zu singen vermocht, die innere Unruhe und Erregung lastete so beängstigend auf mir, daß ich das Fenster öffnen und frische Luft schöpfen mußte. Die Gestalt des Barons trat wieder vor mein inneres Auge, und je mehr ich mir das feine, von einem gut mütigen, jovialen Zug belebte Angesicht ins Gedächtnis zurückrief, desto weniger abschreckend fand ich seine Werbung. Zwar konnte er fast mein Großvater sein, denn er hatte die Sechzig längst überschritten; aber es schien mir, als wäre ein

Zusammenleben mit diesem Greise etwas keineswegs so Außerordentliches, als es auf den ersten Blick erschien, man mußte sich nur erst ein wenig an diesen Gedanken gewöhnen.“

Ludmilla schwieg; gedankenvoll schaute sie vor sich hin, sie schien jene Stunden, in denen sie prüfte und erwog, ob sie die Werbung des Freiherrn annehmen oder ablehnen sollte, noch einmal zu durchleben. Herbert wagte nicht, die Dame zu stören, aber sein Blick hing mit Bewunderung an den schönen Zügen, an denen selbst die kritische Sonde des Malers keinen Makel zu entdecken vermochte.

„Lassen Sie mich kurz sein, Herr Wallburg, ich habe ohne dies Ihre Aufmerksamkeit vielleicht schon zu lange in Anspruch genommen!“ begann die ehemalige Sänglerin nach längerer Pause wieder. „Die Klugheit überwand alle dieser Verbindung entgegenstehenden Bedenken, vielleicht war es auch ein wenig Eitelkeit, die mich zu einer dem Bewerber günstigen Entschliebung gelangen ließ. Frau Baronin! Klang es mir in den Ohren, ich sah im Geiste das Wappen derer von Rodowicz als mein eigenes auf meiner Wäsche, meinen Services prangen, mich von Lakaien in Hellblau mit Silber, den Farben des Hauses, bedient, und auf dem Wagenschlage der eigenen Equipage, in welcher ich an der Seite meines Gemahls dahinfuhr, das Monogramm unseres Namens mit der Freiherrnkronne darüber.“

Als nach einigen Wochen der alte Herr wieder bei mir vorfuhr, um sich die Entscheidung auszubitten, da sagte ich ohne Bedenken „ja,“ und kurze Zeit darauf verband uns die Hand des Priesters am Altare. Das einzige, was mir den Entschluß erschwerte, war die Bedingung des Barons, der Bühne für immer zu entsagen, aber ich tröstete mich damit, daß ich ja meine Kunst auch zu Hause üben könne. Noch am Tage unserer Trauung reisten wir nach Polen ab, um einige Monate auf den Gütern meines Mannes zu verleben.

Und nun begann eine herrliche Zeit für mich. Mein Gatte war so lebenswürdig und aufmerksam wie ein Troubadour, in ungetrübter Freude zogen die Tage an uns vorüber, jeder kommende Morgen schien mein Glück zu erneuern. Vor dem Schlosse befand sich eine geräumige Terrasse, mit großen steinernen Vasen und lebensgroßen Fi-

guren verziert. Dort saßen wir an schönen Sommerabenden in einer von wildem Wein umrankten Laube in Gesellschaft eines Gutsnachbarn und seiner anmutigen Tochter, die sich halb mit solcher Innigkeit an mich angeschlossen, daß wir ganz unglücklich waren, wenn wir uns auch nur einen Tag nicht sehen konnten. Unter Scherzen und Lachen vergingen die Stunden, die ich zu den schönsten meines Lebens rechne; immer enger knüpfte sich



Königin Karola von Sachsen. †. (Mit Text.)  
Photographie Otto Mayer.

erren Pilze  
ie in dem  
und Mehl,  
mpignons-  
gefochten  
r zu Rin-  
  
ur Heilung  
Druck oder  
ungen der  
erfrostene  
ndauernde  
alg geheilt.  
ein längst  
  
Johannis-  
d der Win-  
den Sper-  
gepannte  
halten die  
ern ab.  
argels im  
ch Aborts-  
geeigneter  
n, wende  
tmehl an,  
den Ertrag  
  
eren, wer-  
ile zuerst  
ur Politur  
is Schmir-  
einer Po-  
o. Zuleht  
entindl zur  
  
Schmiede  
mit Kalk-  
h sehr gut  
  
Lösung.  
  
II E  
R E S  
E R  
R A  
  
Wästenort.  
durch ein ge-  
nd ont.  
r nennt  
n Testament.  
Kala.  
  
burg  
  
G H  
  
ich-t.  
genen.  
  
egeben

das Freundschaftsband zwischen mir und Natalie, der Tochter des Gutsnachbarn, und als dieser einst eine längere Reise anzutreten gezwungen war, ruhte er nicht eher, als bis sie einwilligte, während der Zeit der Abwesenheit ihres Vaters ganz bei uns zu wohnen.

So verging der Sommer und der Herbst, und der Winter nahte mit raschen Schritten. Wir hatten uns in Rodowicz so eingerichtet, daß mein Gatte auf meine Bitten den Plan, die rauhe Jahreszeit in Warschau zuzubringen, aufgab und wir auf unserem Schlosse blieben. Gesellschaften, Schlittenpartien, kleine Hausbälle, sogar Redouten, an denen sich die Gutsnachbarn mit ihren Angehörigen beteiligten, brachten uns reiche Abwechslung und ließen uns das Unangenehme, das in jenen Gegenden ein Winter auf dem Lande hat, vergessen. Mein Gemahl gehörte stets zu den Heitersten, es schien in der That, als sei er wieder ganz jung geworden.

Es war gegen Ausgang des Winters, Ende März, als aus mehreren Dörfern unseres Gutsbezirkes die Kunde zu uns gelangte, es hätten sich zahlreiche Wölfe gezeigt, die den Bauern vielfachen Schaden an ihrem Viehstande zufügten. Sofort wurde eine große Jagd verabredet und die Besitzer der umliegenden Edelhöfe dazu eingeladen. Auch Natalie und ich wollten uns zu Pferde an dieser Jagd beteiligen, die an sich keine große Gefahr, wohl aber für uns den Reiz der Neuheit bot.

Etwa zwölf Personen stark, darunter fünf Domestiken, sämtlich zu Pferde, brach an einem mondhellten Abende die Gesellschaft auf, wohlverwahrt und wohlbepackt mit allen zu einem solchen Ausfluge nötigen Requiriten.

Ein eisiger Nordwind pfliff uns um die Ohren, und der Schnee knirschte unter den Hufen unserer Kasse, als wir durch die öde, düstere Landschaft dahintritten. Zur Linken streckte sich ein mächtiger, melaucholischer Fichtenwald dahin, rechts lagen beschneite Felder, aus denen sich in der Ferne die Hütten und Häuschen eines zu Rodowicz gehörigen Dorfes mit seiner armseligen, aus Brettern erbauten Kirche erhoben, die ganze Gegend hatte etwas unendlich Trauriges, Trostloses, und die fröhliche Stimmung, welche bei dem Ausbruche unserer Gesellschaft geherrscht hatte, schwand allmählich unter dem Eindrucke, den die tote, im Winterchlaf liegende Natur auf uns machte, die mir in dem bleichen Lichte des Mondes wie ein weiter Kirchhof erschien, auf welchem die Häuser des Dorfes ein Dämmerkeine wie Grabhügel hervorragten.

An der Spitze des kleinen Juges ritt mein Gatte als Führer, ich ihm zur Seite, und hinter uns Natalie mit ihrem Vater, denen die übrigen Teilnehmer folgten.

Plötzlich drang ein seltsamer Ton aus der Entfernung an mein Ohr, dem bald ein zweiter und dritter und endlich ein ganzer Chor folgte, Töne, die mir das Blut in den Adern erstarren machten. Bald klang es wie das klagende Geschrei eines Kindes, bald wie das Jammergeheul mißhandelter Hunde, und dann wieder in tiefen erkerbenden Gutturaltönen, gurgelnd, hellausschreiend und in langgezogenen, schauerlichen Lauten.

„Da haben wir ja die Wölfe“, sagte mein Gemahl leise, sich zu den Nachfolgenden umwendend, indem er zugleich die Büchse von der Schulter nahm und das Schloß untersuchte, die übrigen Herren zu der gleichen Vorsichtsmaßregel auffordernd.

Er traf nun verschiedene, auf die Jagd selbst bezügliche Anordnungen, denen sich die Beteiligten willig fügten, denn der Baron galt nicht nur für einen kühnen und erfahrenen Jäger, sondern auch für einen kaltblütigen und sichern Schützen.

Mein Pferd hatte gleich zu Anfang, als das Geheul zu uns drang, Zeichen großer Unruhe geäußert, und je näher wir dem Raubzeuge kamen, um so ungeduldiger gebärdete es sich. Ich war in der Reitkunst noch zu wenig erfahren, um die Zügel mit sicherer Hand führen zu können, und wiederholt mußte mein Gatte das geängstigte Tier zu beruhigen suchen. Da, bei einem marterschütternden Ton, den eine dieser Bestien ausstieß, blieb mein Pferd plötzlich stehen, schlug die Ohren nach vorn und hob den Kopf hoch empor; dann bäumte es mächtig auf, sprang in gewaltigem Sahe zur Seite und jagte in wildem Rasen davon über die Schneefläche der Felder, schraubend und unaufhaltsam — wie das Roß des wilden Jägers. Durch die Unruhe des Pferdes vorsichtig gemacht, hatte ich mich sattelfest gesetzt, so daß ich im Sattel blieb, als das Tier sich bäumte und davonraste.

Der Baron hatte den Vorgang kaum bemerkt, als er von der Straße ablenkte und mir zu Hilfe eilte. Ein wildes, entsetzliches Jagen begann; mein schon gewordenes Pferd achtete keine Hindernisse, über Sträucher und Gräben setzte es hinweg, daß mir die Sinne zu schwinden drohten. Krampfhaft hielt ich mich mit beiden Händen an der Mähne des Tieres fest, die Todesangst verließ mir Kräfte, aber ich fühlte, daß ich nicht lange imstande sein würde, diesen furchtbaren Ritt zu ertragen, und nur mit Aufbietung aller mir zu Gebote stehenden Willenskraft vermochte ich eine Ohnmacht niederzukämpfen, die mir wie ein Schreckensgespenst nahte.

Weit hinter mir hörte ich die Hufschläge des Pferdes meines Mannes auf dem hartgefrorenen Boden erschallen; er spornete sein Tier bis zur Überanstrengung an, aber dem rasenden Laufe meines Rosses vermochte es nicht zu folgen.

Wie lange dieses gräßliche Dahinstürmen dauerte, — ich vermag es nicht zu sagen, nur das ist mir noch klar, daß ich jeden Augenblick den Tod erwartete. Ich fühlte mich schwächer und immer schwächer werden, die Gedanken verwirrten sich, und vor den Augen wurde es schwarz, finstere Nacht. Nur noch mechanisch klammerte ich mich fest, wie der Schiffbrüchige auf hohem Meere nach dem dünnen Brettle faßt, das ihn noch kurze Zeit über dem Wasser hält und seine Todesqual verlängert.

Da plötzlich fühlte ich einen gewaltigen Stoß, und verworrene Stimmen drangen an mein Ohr.

Als ich aus meiner Betäubung erwachte, stand mein Pferd schraubend und mit den Füßen stampfend still, eine Anzahl in Schafpelze gehüllte Bauern hatten es aufgefangen und zum Stehen gebracht.

Wir befanden uns in einem Dorfe, dessen Häuser mir wie Grabhügel erschienen waren, die Männer kehrten aus der Schenke zurück und wurden meine Retter.

Wenige Minuten später kam auch mein Gatte die Dorfstraße herabgesprengt; ich winkte ihm mit dem Taschentuche zum Zeichen, daß ich unverfehrt sei. Ein Freudenruf drang bis zu mir. In demselben Momente sah ich aber auch mit Entsetzen, daß das Pferd auf die Vorderbeine niedersank und mein Mann über den Kopf des Tieres hinweg auf den festgefrorenen Boden stürzte.

Ein Bauer hatte mir aus dem Sattel geholfen, aber ich vermochte dem Verunglückten nicht zu Hilfe zu eilen, der Schreck hatte mich gelähmt, daß ich wie an die Stelle festgebannt war.

Einige Männer sprangen herbei, führten das Pferd auf die Seite, hoben den Bewußtlosen auf und trugen ihn fort. Da kam auch in mich wieder Leben und Bewegung, ich eilte hinzu und im Übermaß des Schmerzes rief ich den Leblosen bei den zärtlichsten Namen, — umsonst, er hörte mich nicht.

Man schaffte ihn ins Pfarrhaus und legte ihn auf ein Bett. Ein Arzt war nicht im Orte zu haben, aber der Küster hatte sich einige medizinische und chirurgische Kenntnisse erworben und verwertete dieselben, wo sich Gelegenheit dazu fand.

Angstvoll lauschte ich seinem Ausspruche, als er den Verunglückten untersuchte, aber das vielsagende Aehselzucken des Mannes war nicht geeignet, mich zu beruhigen.

„Keine Hoffnung, gnädige Frau,“ flüsterte er, „ein Schädelbruch.“ Laut jammernd sank ich an dem Lager nieder und bedeckte die feuchte, kalte Hand mit Küssen.

Der Geistliche spendete dem Sterbenden die letzten Tröstungen der Religion. Eine Stunde später hauchte der edle Mann seine Seele aus.

Die Baronin schwieg und hielt das feine Batisttuch vor die Augen, während Herbert tiefbewegt auf die schöne, schmerzgefüllte Frau blickte. Die Erinnerung an das tragische Ende ihres Gatten schien sie noch immer bis ins Innerste zu erschüttern.

Es dauerte geraume Zeit, ehe sie wieder Worte fand.

„Sehen Sie sich das zweite Bild an, das ich zur Erinnerung an jenes schreckliche Ereignis malen ließ“, sagte Ludmilla endlich, auf das andere Olgemälde deutend. „Es stellt jenes Dorf dar, in welchem mein unglücklicher Gatte endete; dort, wo das Kind mit dem Totenkranz in der Hand steht, ist die Unglücksstelle, wo das Pferd stürzte, und das kleine weiße Haus neben der Kirche ist die Pfarrwohnung, die für den Baron zum Sterbehause wurde. Ein Warschauer Künstler, den ich mir zu diesem Zweck kommen ließ, hat das Bild gemalt; es ist an Ort und Stelle aufgenommen und vollständig naturgetreu, bis auf die Porträts der beiden Bauern, die Sie dort links im Gespräche beisammen sehen; es sind dieselben, welche den Verunglückten ins Pfarrhaus trugen.“

Mit inniger Teilnahme betrachtete Wallburg das Bild, das seine Entstehung einer so traurigen Veranlassung verdankte. Das kleine Mädchen mit dem Totenkranz aber erfüllte ihn mit geheimem Grauen; ein Memento mori in dieser Form erschien ihm wie eine Entweihung der Kunst.

„Und nun zu unserem Auftrage, Herr Wallburg!“ rief die Baronin in plötzlich ganz verändertem, fast heiterem Tone. „Ich habe Ihnen diese Episode meines Lebens deshalb so ausführlich erzählt, weil ich in Ihnen die nötige Stimmung für das Gemälde zu wecken wünschte. Ich bin überzeugt, daß Sie jetzt, wo Sie die Beziehung zwischen mir und dem alten Schlosse kennen, mit weit mehr Lust und Liebe an die Arbeit gehen, als dies vorher der Fall gewesen wäre; dafür bürgt mir die Teilnahme und Aufmerksamkeit, mit welcher Sie meinen Mitteilungen gefolgt sind.“

„Ich hoffe, Sie täuschen sich nicht in mir“, versetzte der Maler mit Wärme. „Wenn es überhaupt noch eines Impulses bedürft hätte, mit besonderem Interesse an die Ausführung dieser Arbeit

zu g  
gefu  
nun  
ihre  
dank  
S  
hast  
zu a  
kon  
mal  
" "  
füge  
ande  
um  
mor  
für  
tag  
verh  
läffig  
einig  
an d  
auch  
wo  
Gen  
einig  
nehr  
gehe  
lich  
" "  
beru  
zu  
sond  
recht  
Sie  
es d  
diese  
meh  
klein  
ihm  
verb  
zur  
C  
Frei  
Es l  
Ber  
Aug  
unw  
südl  
und  
Kast  
Sie  
ihm  
doch  
ih  
" "  
Agn  
mit  
Antk  
" "  
diese  
die  
Reg  
" "  
Tem  
Dien  
Über  
und  
des  
" "  
als  
Mar

zu gehen, würde ich denselben in Ihrer ergreifenden Erzählung gefunden haben."

"Ich vertraue Ihrer Kunst vollständig, Herr Wallburg — aber nun hinweg von diesen Sentimentalitäten!" lachte Ludmilla, und ihre Rechte machte eine Bewegung, als wollte sie die trüben Gedanken verschicken.

Verwundert schaute der junge Mann auf das seltsam launenhafte schöne Weib, das vor wenigen Minuten noch in Schmerz zu zerfließen schien und jetzt schon wieder heiter ausgelassen sein konnte. Das leichte Blut des Bühnenlebens vermochte die ehemalige Sängerin noch immer nicht zu verleugnen.

"Wann gedenken Sie zu beginnen?" fragte sie nach kurzer Pause.

"Befehlen Sie, gnädige Frau, ich werde mich Ihren Wünschen fügen", erwiderte Herbert: "vielleicht gestatten Sie mir, erst eine andere Arbeit, die ich auf der Staffelei stehen habe, zu vollenden, um mich dann ganz dem neuen Werke widmen zu können."

"Das geht nicht, mein Bester, Sie müssen sofort, spätestens morgen beginnen!" fiel die Baronin rasch ein. "Das Bild ist für Natalie bestimmt, welche in wenigen Wochen ihren Geburtstag feiern wird. Sie ist in Petersburg an einen Offizier der Garde verheiratet, lebt aber sehr unglücklich, denn ihr Gatte vernachlässigt und mißhandelt sie. Ich hoffe, daß ihr mein Geschenk einige Freude bereiten und Trost gewähren wird, denn es erinnert an die Stätte, wo sie frohe Stunden verlebte. Deshalb müssen auch Terrassen, Lauben und die sonstigen traulichen Plätzchen, wo wir so oft zusammen plauderten und glücklich waren, auf dem Gemälde zu sehen sein."

"Dann darf ich Sie wohl bitten, daß Sie mir das Bild auf einige Zeit überlassen, gnädige Frau, um die Kopie des Schlosses nehmen zu können", sagte der Künstler, indem er sich zum Fortgehen ansetzte.

"Wo denken Sie hin?" rief die junge Frau heiter aus, "natürlich malen Sie das Bild hier in meiner Wohnung."

"Hier?" fragte Herbert gedehnt.

"Gewiß, mein Herr", versetzte Ludmilla mit einem so bezaubernden Lächeln, daß der Maler eine leichte Verwirrung nicht zu bekämpfen vermochte. "Natürlich räume ich Ihnen ein besonderes Zimmer ein, und wenn Sie es erlauben, leiste ich Ihnen recht oft Gesellschaft; ich interessiere mich sehr für Ihre Kunst, Sie bedürfen meiner aber auch bei der Anlage des Bildes, wenn es der Wirklichkeit entsprechen soll."

Sie erhob sich ebenfalls und reichte dem Maler die Hand, die dieser an die Lippen führte. War es Zufall oder Absicht oder vielmehr auch Täuschung: Herbert glaubte einen leisen Druck dieser kleinen, sammetweichen Hand zu fühlen, und siedendheiß rann ihm das Blut durch die Adern. . . Rasch ließ er die Hand los, verbeugte sich und ging.

"Also bis morgen!" rief ihm die junge Frau nach, die ihm bis zur Tür gefolgt war.

Eilig schritt Herbert die Treppe hinab, und erst als er sich im Freien befand, mätierte er seine Schritte und schöpfte tief Atem. Es lag ihm schwer und beängstigend auf der Brust, als habe er ein Verbrechen begangen, und doch war er sich keines Unrechts bewußt.

Aber die herrliche volle Gestalt mit den wunderbaren dunklen Augen, die bis in das tiefste Innere zu blicken schienen, mit dem unwiderstehlichen Lächeln um die schwellenden Lippen, mit dem süßlichen Teint, der vermuten ließ, ihre Wiege sei in dem poesie- und liederreichen Lande der Caballeros, der Tamburins und der Kastagnetten gestanden, kam ihm nicht aus dem Sinn. "Wenn Sie erlauben, leiste ich Ihnen recht oft Gesellschaft!" klang es ihm in den Ohren; ihm bangte vor der Nähe dieser Frau, und doch hingelte er sich auch wieder mit geheimnisvoller Gewalt zu ihr hingezogen.

Da tauchte vor seinem inneren Auge das liebliche Bild seiner Agnes auf; es schien ihm, als ruhten die sanften blauen Augen mit leisem Vorwurf auf ihm, als läge auf dem frischen, rosigen Antlitz der Ausdruck stiller Trauer.

"Zu ihr, zu ihr! rief es in ihm, "dort wirst du Ruhe finden!"

Und mit schnellen Schritten, als müsse er dem Zauberkreise dieser schönen Circe so rasch als möglich entfliehen, eilte er durch die Straßen dahin, der kleinen, traulichen Wohnung des alten Registrators und seiner Tochter zu.

In einem der ersten Hotels der Residenz hatte der alte Graf Lembrowski Wohnung genommen, aus zwei Zimmern und einer Dienerstube bestehend. In einem dieser Räume saßen eines Abends der Inhaber der Wohnung, sein Vertrauter, Dr. Praß, und ein junger Mann, wie sich aus dem Gespräch ergab, der Keffe des ersteren, der junge Graf Alexis Lembrowski.

Es war eine kräftig gebaute Gestalt, die weit älter zu sein schien, als sie in Wirklichkeit war, aber seiner ganzen Erscheinung nach ein Mann von Welt, dem man es anmerkte, daß er gewöhnt war, sich

nur in der besten Gesellschaft zu bewegen. Das Gesicht war wohlgebildet, ohne schön zu sein; nur in den dunklen Augen glühte es wie Lava, die alles, was sie berührt, versengt und vernichtet und doch auch wieder in wunderbarer Pracht durch die Dunkelheit leuchtet und flammt. Das schwarze Haar trug er kurz geschnitten, und ein zierlicher Schnurrbart, sowie ein kleiner dünner Backenbart, welcher die Wangen einfaßte, gaben ihm ein gewisses vornehmes Aussehen, aber auf dem Antlitz lagerte ein tiefer Ernst, der mit dem jugendlichen Alter des Grafen in Widerspruch stand und sich nicht nur in dem Gesichtsausdruck äußerte, sondern auch in der ruhigen, überlegten Redeweise, die ihm eigen war. Der junge Mann schien gewöhnt zu sein, sich zu beherrschen, und nur ein lebhafteres Aufleuchten des Auges bekundete zuweilen, daß die Ruhe, welche er zur Schau trug, seinem Innern fremd war.

Er lag im Sessel zurückgelehnt und blies den aromatischen Dampf einer Havanna in leichten Wölkchen von sich, während sein Oheim eine Zigarette nach der andern hervorlangte und lebhaft rauchte, so daß er wie in dichten, blaugrauen Nebel gehüllt erschien.

"Nun, Alexis, hast du gefunden, was du suchst?" fragte der alte Graf, die Asche seiner Zigarette ins Zimmer schleudernd, unbekümmert darum, ob der Teppich beschädigt werde.

Der junge Mann schüttelte mit trübem Gesichte das Haupt. "Es war bis jetzt alles vergebens, keine Spur ist von ihr entdeckt worden", sagte er leise, indem er einen tiefen Atemzug tat.

"Haben Sie auch die Gewißheit, Herr Graf, daß das Mädchen hier lebt?" warf der ehemalige Advokat ein.

"Leider nicht, denn der Photograph, von dem ich das Bild kaufte, wußte es nicht mit Bestimmtheit zu sagen", versetzte der junge Mann.

"Du kauftest das Porträt ohne einen andern Grund als den, weil dir das Gesicht gefiel?" forschte der Oheim und strich mit einer raschen Handbewegung die Spitzen seines krausen Schnurrbartes.

"Ich sah das Bild in dem Schaukasten eines Photographen ausgestellt und war von demselben so entzückt, daß ich beschloß, es zu kaufen", erzählte Alexis, während er aus der Brusttasche seines Rockes ein elegantes Portefeuille zog und demselben eine in seines Papier gewickelte Photographie entnahm, die er lange mit schwärmerischen Blicken betrachtete. "Der Photograph erklärte mir, daß er kein Recht habe, das Bild zu verkaufen. Das junge Mädchen habe ein halbes Duzend von dem Porträt bestellt, er habe aber von demselben einige Abzüge mehr genommen, um sie als Reklame für sein Geschäft zu benutzen, da der Kopf nicht nur von wunderbarer Schönheit, sondern auch das Bild in technischer Beziehung ohne jeden Tadel sei. Ich erklärte ihm, daß ich das Bild um jeden Preis erwerben wolle, und legte ein Goldstück auf den Tisch; der Mann schaute bald dieses, bald des Porträt an und schien zu überlegen; als ich aber ein zweites Goldstück hinzufügte, besann er sich nicht länger, überließ mir das Bild und strich das Geld ein, indem er sein Gewissen damit beschwichtigte, daß er erklärte, dem Mädchen müsse es nur schmeichelhaft sein, wenn sich ein vornehmer junger Herr für sie interessiere."

(Fortsetzung folgt.)

## Die späte Heirat.

Novelle von C. Falkenburg. (Nachdruck verb.)

In dem schönen Dresden ging es wild zu. Das Volk hatte sich von den französischen Freiheits- und Gleichheitsideen berauschen lassen und die ins Deutsche übersetzten Freiheitsideen, an denen die Jahre 1848 und 1849 so reich waren, überall verbreitet und in die Wirklichkeit zu übertragen versucht; Preußen hatte als der kräftigste norddeutsche Staat dem arg in die Enge getriebenen Sachsen und dem böse zugesetzten Dresden zwei Bataillone preussischer Garden zu Hilfe gesandt. Aber das Volk setzte sich kräftig in Gäufern und hinter Barricaden zur Wehre, so daß die Tage des 9. Mai und die Folgezeit noch jetzt als ein blutiges Memento mori damaliger Ereignisse gelten. Auf einer Barricade kämpfte an diesem 9. Mai auch eine Anzahl Studenten, welche von den Hochschulen Deutschlands hierher gerufen waren, der bedrängten Freiheit beizustehen. Auf einer Barricade kämpfte auch ein junger, bildschöner Mensch von dreiundzwanzig bis vierundzwanzig Jahren mit edelgeschnittenen Zügen, vollem, krausem, schwarzem Haar und einem schönen schwarzen Barte heldenmütig. Aber man kämpfte vergeblich gegen das Verderben, welches von rechts und links über die Barricadenkämpfer hereinbrach, weshalb die Patrioten eiligst flüchteten. Jener junge Mann, den wir eben genannt, Leopold Fischer, seines Zeichens Studiosus der Rechtswissenschaften, erreichte auf der Flucht einen Garten, in dem eine noch sehr junge Dame auf einer Bank unter einem Baume sitzend las. Leopold bemerkte nur, daß sie sehr

schön war, und fragte nach dem nächsten Wege, der nach dem andern Stadtteile führe. Edith Tornow, die Tochter des Kaufmanns Tornow, deutete auf die nächste Ecke, in der ein Spaten steckte.

„Sind Sie geläufig und gewandt?“ fragte sie. „Benutzen Sie den Spaten als Hilfsmittel und vollstieren Sie mittels desselben über jene Mauer! Sie sind dann in Sicherheit und können ungefährdet die Stadt verlassen.“

Als er sogleich gehorchte, sagte sie für sich: „Ach, das arme, junge Blut! Es wäre doch schade, wenn der schöne junge Mensch der rohen Soldateska in die Hände fiel!“ Und als sie sah, daß der junge Mann gewandt über die Mauer wegsetzte, sagte sie befriedigt: „Gott sei Lob! Bis an mein Lebensende würde ich keine Ruhe haben, wenn ich das junge Menschenkind noch obendrein verlassen hätte!“

Befriedigt von ihrer guten Tat atmete das junge Mädchen höher auf und las am andern Tage in der Zeitung den Namen, den sie von dem Studenten nur flüchtig gehört hatte, als den eines Veretteten.

Die Hauptstadt aber erhielt in der nächsten Zeit ihre Ruhe zurück; alles hatte sich allmählich wieder beruhigt, alle Parteien waren nach und nach zur Ordnung und zu geregelten Verhältnissen zurückgeführt. Leopold Fischer war zuerst nach Basel gegangen und hatte dort weiterstudiert, dann war er nach Bonn überfiedelt, diesen Sommer aber war er von seiner Mutter, der Witwe des Rates Fischer, eingeladen, seine Ferien in Liebenau zu verbringen. Er rüstete sich dazu auch, denn das blutige Memento mori in Dresden vom 9. Mai 1849 war längst vergessen. Leopold war ein gereifter und ehrenfester Mann geworden. So traf er eines Sommerabends in Liebenau bei der Mutter ein. Als er eines Morgens früh durch die Blumengasse streifte, sah er plötzlich seine Ketterin an einem Fenster sitzen. Er erkannte sie sofort wieder und zog sogleich ehrerbietig den Hut vor ihr, sie nickte erst verwirrt wie jemand, der nicht weiß, was und wie ihm geschieht, dann aber erkannte sie ihn doch und winkte ihm zu. Leopold stand still; da öffnete Edith das Fenster und sah hinaus, dann aber fragte sie: „Sind Sie es, Herr Leopold Fischer, oder irre ich mich?“

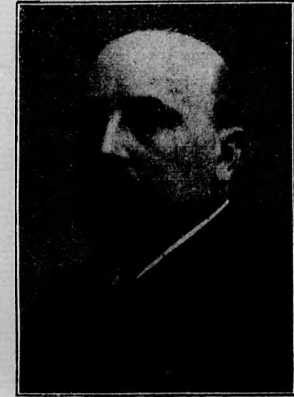
„Sie irren nicht; ich bin Leopold Fischer! Wohnen Sie jetzt hier in Liebenau?“

„Jawohl! Sie wissen es wohl nicht, daß Papa vor mehreren Jahren schon gestorben ist?“

„O, das tut mir leid! Und Ihre Frau Mama?“

„Wohnt hier, ist aber augenblicklich verreist. Bitte, treten Sie ein.“

Darauf ließ sich Leopold nicht weiter einladen. Er trat bescheiden ins Haus, und Edith empfing ihn errötend. Sie nötigte ihn ins Zimmer. Dasselbe war, wenn auch wohnlich, so doch im ganzen ärmlich eingerichtet, was Leopold sogleich wahrnahm.



Dr. Ernst Brenner-Basel,  
Schweiz. Bundespräsident.  
(Mit Text.)

Edith bemerkte gleich seine Blicke und sagte: „Ja, Herr Leopold, wir haben Unglück gehabt, denn mein seliger Papa hat durch die Bewegung von 48/49 sein ganzes Vermögen verloren!“

„Wie kam das?“

„Er hatte für einen Freund gutgesagt; als dieser ruiniert starb, mußte mein Papa selbst Bankrott machen.“

„Wie leid mir das tut!“

„Meine Mama ist zu Verwandten gereist, dort Hilfe und Unterstützung zu suchen!“

Leopold zuckte die Schultern: „Ohne Sie mißtrösten zu wollen, zweifle ich doch an solcher Familienzugehörigkeitsliebe.“

„Das wäre traurig. Es würde mich zwingen, eine Erziehungsstelle anzunehmen.“

„Haben Sie dazu die nötigen Kenntnisse?“

„Ja doch!“

„Es wäre dennoch ein trauriger Nothbehelf!“

„Da haben Sie recht. Ein Nothbehelf wäre es immerhin, wenn auch ein recht trauriger. Und Sie, Herr Leopold, haben Sie bald ausstudiert?“

„Ich will diesen Herbst mein Staatsexamen machen.“

„Da wünsche ich Ihnen Glück.“



Dr. Josef Alexander Freiherr v. Helfert.  
Phot. Dr. Szabotzky, Wien. (Mit Text.)

„Danke. — Ich bleibe diese Zeit bei meiner Mutter.“

„Wo wohnt dieselbe?“

„Kurze Gasse Nr. 3.“

„Ah, dort! Sehen wir uns bald wieder?“

„Wenn ich Sie einmal in der Hubertusforststraße, wo ich mich täglich ergehe.“

„Ich denke, das wird sich nach Mamas Rückkehr wohl machen.“

„Nun, Fräulein Edith, muß ich mich verabschieden, denn ich muß mich in den Paragraphen üben.“

„Aha, Examenvorbereitung?“

„Sie haben es erraten!“

Er erhob sich und reichte ihr die Hand: „Leben Sie wohl, Fräulein Edith, auf Wiedersehen!“

Er ging nachdenklich: „Wenn sie so lange warten könnte, bis ich eine feste staatliche Stellung hätte; es wäre eine passende Frau für mich! Aber so, es würde von mir ein Unrecht sein, sie an mein unbestimmtes Schicksal zu fesseln!“

Als er wieder heimkam, sagte seine Mutter zu ihm: „Nun, Leopold, was hast du erlebt? Du siehst ja so nachdenklich aus!“

„Ach Mama,“ entgegnete er, „ich habe meine Ketterin — weißt du noch? — eben wieder gesehen!“

„Wer ist sie doch?“

„Edith Tornow, die früher in Dresden wohnte.“

„Ah, Tornow, in der Blumengasse? Ein prächtiges Mädchen, aber arm, sehr arm! Du aber gebrauchst ein vermögendes Mädchen.“

„Das habe ich mir soeben auch schon gesagt. Wir Juristen haben recht lange zu warten mit der Heirat, wenn die Braut nicht zufällig vermögend ist!“

„Ich wußte es ja, daß mein Pödel sehr vernünftig ist!“

Und er setzte sich hinter seine Bücher.

Die Hubertusforst war ein schönes Gehölz, wo in der Oberförsterei eine Kaffeeschenke gehalten ward. Hierhin lenkte Leopold Fischer einige Tage später seine Schritte. Wer ihm dort entgegentrat, das war Edith Tornow. Auf beiden Seiten war die Freude über das Wiedersehen groß.

„Nun, Fräulein Edith,“ fragte Leopold, „welches waren die Erfolge Ihrer Frau Mama bei den Verwandten?“

Sie sah ihn traurig an: „Sie haben nur zu sehr recht gehabt! Morgen nehme ich schon eine Stellung als Gouvernante beim Baron Großenhain an; dann sehen wir uns wohl vorläufig nicht wieder!“

„Ich glaube kaum, daß ich meiner Zukunft selbst nicht recht klar bin.“

„Doch wozu uns darüber traurig stimmen? Wir dürfen nicht an die dunkle

Zukunft denken:

Wozu auch in den schwarzen Wolkenhimmel sehn? Blüht auf zum Firmamente, wo Kometen gehn, Wo hell am Sommertag die Sonne strahlt, Die zaubrisch hell die Abendröte malt!“

Da sagte Leopold:

„Sie haben recht!“

„Vertraut auf Gott und hofft das Allerbeste, Wir sind des Wechsels stetige Wandergäste!“

Wer weiß es, welches Schicksal ist bereit

Für uns schon in der aller-nächsten Zeit?“

„Trinken Sie mit mir ein Täßchen Kaffee?“

„Ja, ich nehme an!“

„Dann suchen wir uns einen prächtigen Platz unter den Eichen!“

„Suchen wir!“

Man nahm Platz. Edith bestellte Kaffee und Kuchen von ihrer Meisefasse, dann ließen sie sich beides wohl schmecken.

„Das waren doch wilde Zeiten in Dresden Anno 49!“ sagte Edith.

„Ja,“ gab Leopold zu, „die wilden Zeiten eines ungeschulten Füllens! Heute geht das Tier seinen lammfrommen Paßgang.“

„So werden wir vielleicht einst von unserer Vergangenheit reden!“ sagte Edith. „Schon wenn wir erst mal fünf Jahre hinter uns haben werden! Rauchen Sie nicht eine Zigarre?“

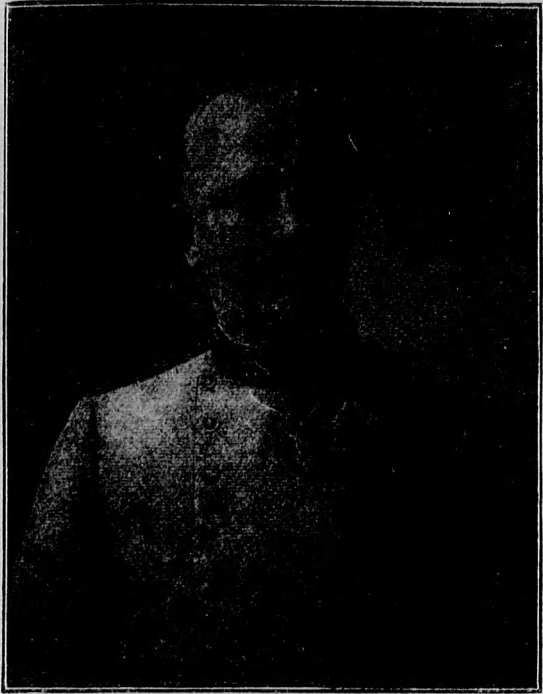


Reichsbankpräsident Dr. Koch. (Mit Text.)  
Photographie von E. Sieber.

„Wenn Sie erlauben.“

„Gern! Hier am Kaffeepfay ist das Rauchen ja erlaubt.“

Und als bald darauf der Sorgenbrecher dampfte, da sagte das kluge Mädchen: „Wie dieser Dampf, so mögen unsere Sorgen emporsteigen und in der Luft zerfließen! — Wohin werden Sie nun gehen, Herr Fischer?“



Feldmarschallleutnant Friedrich v. Georgi,  
der neue österreichische Landesverteidigungsminister. (Mit Text.)  
Photographie C. Pechner, Wien.

„Ich gehe wieder nach Bonn. Und Sie, Fräulein Edith?“

„Ich reise vorerst nach Prag, dann aber nach Wien.“

„Wohl; es möge Ihnen gut ergehen!“

Der Kaffee war zu Ende, die Zigarre ebenso, und man trat nun wieder den Rückweg nach Liebenau an.

Leopold geleitete auch am anderen Tage

seine Ketterin nach der Bahn und sagte ihr dort Adieu.

Ein Zeitraum von zehn Jahren war dahingeflossen in den Strom der Ewigkeit.

Frau Fischer war verstorben. Kurz vorher hatte sie noch an ihren Polbel geschrieben, daß Edith Tornow Herrn Baron von Großenhain, der Witwer geworden, geheiratet habe.

Der Sohn war damals in das Verwaltungsfach übergegangen

und stand zu jener Zeit als Regierungsassessor in Erfurt. Damals war sie dann auch erkrankt und zu Liebenau begraben. Zugleich ward Edith von Großenhain Witwe, Ediths Mutter aber erkrankte ebenfalls an einer sehr schmerzlichen Krankheit, und Edith pflegte sie zu Liebenau, wohin sie ihren Wohnsitz verlegte, da sie weder eigene noch Stiefkinder besaß, dort bis zu ihrem Tode. Um jene Zeit war Leopold Fischer gerade sechsunddreißig Jahre alt geworden. — Die beiden Mütter, Frau Kat Klementine Fischer und Elisabeth Tornow, lagen nun auf dem Friedhof zu Lie-

benau Grab an Grab beerdigt. — Damals wurde Leopold Fischer zum Landrat in Liebenau ernannt und kam jetzt dorthin, um sich eine Wohnung zu mieten. Die Stadt hatte sich in jener Zeit schon etwas verändert; vor der Stadt war ein Komplex von Gebäuden errichtet, worunter sich auch eine Villa befand, die man dem neuen Landrat empfohlen hatte.

Er wohnte damals im Gasthause „zum Mohren“, ging an jenem Tage zum Hauswirt jener Villa und mietete dieselbe pro Jahr für fünfhundert Mark. Als das besorgt war, wollte er zum „Mohren“ zurück, denn er erwartete den Besuch seines alten Studien-



Gustav V.,  
der neue König von Schweden. (Mit Text.)

genossen Dr. Wiedemann, der sich, wie er erfuhr, hier in Liebenau als Arzt niedergelassen hatte. Dabei fiel ihm die Blumengasse Nr. 113 ein, wo die Baronin von Großenhain gewohnt hatte. Deshalb schlenderte er hinein und blieb bei Nr. 113 stehen, indem er sich Frau Edith im Geiste vorzustellen suchte. Aber wie erschrak er, als er in demselben Hause eine junge Dame in Trauer bemerkte, welche Edith auf ein Haar glich. Schließlich kam er zu der Überzeugung, daß er niemand anders als Edith v. Großenhain vor sich sah. Er ging deshalb ins Haus und fragte nach der Frau Baronin.

Da trat ihm Edith lächelnd entgegen und sagte: „Treten Sie nur näher, Herr Landrat, ich habe Ihre Ernennung in der Zeitung schon gelesen!“

„Mein Gott,“ sagte er, anfangs sehr bestürzt, jetzt nach-

dem er zu sich gekommen, „sind Sie es wirklich, gnädige Frau?“

„Ja, ich bin es, und ich bin es auch nicht! Zwar bin ich Edith von Großenhain geblieben, aber mein Gemahl ruht schon drei Jahre im Mausoleum seines Geschlechtes auf dem alten Wä-



Stellmacher-Werkstatt. Nach dem Gemälde von C. B. v. H. (Mit Text.)

ringersfriedhofs Wiens! Kinder habe ich nicht, und so bin ich denn als Witwe Edith von Großenhain ganz allein!"

Sie reichte ihm die Hand und fügte bei: „Ich heiße Sie willkommen in Liebenau!"

„Ich danke Ihnen! Wissen Sie noch, wie wir in der Hubertusforst über die Zukunft gesprochen?"

„Und ist es nicht so gekommen?"

„Das ist es!"

„Jene schwarzen Sorgen sind beseitigt, wir schauen jetzt in die lichte Abendröte."

„Das ist sehr hübsch, Frau Baronin."

„Wollten Sie das Grab Ihrer Frau Mutter besuchen?"

„Jawohl!"

„Sogleich?"

„Ja, doch."

„Dann begleite ich Sie, wenn Sie erlauben, denn meine eigene Mama liegt zur Seite der Ihrigen beerdigt."

„Nun, bitte, dann lassen Sie uns miteinander gehen!"

„Aber gewiß, sehr gern! Wenn Sie mich nur noch ein paar Sekunden entschuldigen wollten!"

Sie klingelte ihrem Mädchen.

„Gnädige Frau befehlen?"

„Meine Mantille! Ich will zum Friedhofs."

Man wandelte langsam hinaus.

Auf Frau Klementines Grabe prangte ein Marmorstein, den Leopold hatte legen lassen:

„Hier ruhen zum ewigen Schlafe  
die sterblichen Überreste der königlichen Rätin  
Klementine Fischer,

geb. am 9. Mai 1809, gest. am 15. Mai 1859.

Saat, von Gott gesät, dem Tage der Garben zu reifen!"

„Sehr sinnig," sagte Frau Edith, „daß Sie den Stein mit jener dankwürdigen Strophe Klopstocks schmückten. — Hier meiner Mama Grab!" — Und er las:

„Hier ruht:

Frau Elisabeth Tornow,

geb. den 26. April 1798, gest. den 14. Mai 1862.

Leicht werde ihr die Erde!"

Leopold sagte darauf: „Der Baron war nur kurze Zeit Ihr Gatte?"

„Ja, etwa fünf Jahre; aber er war herzengut!"

Beide sprachen nichts weiter, sondern standen schweigend an den Gräbern, bis Frau Edith zum Gehen Wiene machte. Da schloß sich Leopold Fischer an, und beide erreichten wieder die Stadt, wo sie sich am Eingange der Blumengasse voneinander verabschiedeten.

Als Leopold in das Gasthaus „zum Mohren" trat, erhob sich Dr. Wiedemann: „Ah, da sind Sie ja! Hat sich die Mietung so lange verzögert?"

„O nein: ich war noch nach dem Friedhofs, um das Grab meiner seligen Mutter zu besuchen. Die Villa habe ich gemietet."

Er bestellte sich Frühstück und eine Flasche Wein, wozu er Dr. Wiedemann einlud.

Während sie tranken, fragte er den Arzt: „Neben meiner Mutter Grab liegt auch die Mutter der Frau Baronin von Großenhain begraben! In was für Verhältnissen lebt die Baronin eigentlich?"

„Sie ist die Universalerin ihres verstorbenen Gatten geworden, eines Barvermögens von fünfzig bis sechzigtausend Mark."

„So viel? Ich kenne sie seit dem Jahre 1849, wo sie mich, damals noch einen jungen Studenten, vom Kerker und vielleicht auch vom Tode errettete, denn ich kämpfte damals mit auf den Barrikaden in Dresden."

„Was Sie sagen!"

„Ja, war damals noch zu jung und unerfahren!"

Der Doktor lächelte: „Und sind hernach in eine andere Denkweise hinübergeleitet worden? Ein Hoch auf die Baronin!"

„Hoch!"

Das Ganze war sehr leise verhandelt worden.

Sie hatten angestoßen, dann begann der Landrat wieder: „Daß sie sich aber nicht wieder verheiratet hat!"

Dr. Wiedemann sagte darauf: „Wohl ganz natürlich, denn Baron Anselm von Großenhain soll seine zweite Gattin auf den Händen getragen haben. Dazu erkrankte die Mutter der Baronin, und Frau Edith zog hierher und ist dann nicht mehr aus der Trauer herausgekommen."

„Ah, so, so! Haben wir nicht einen dritten Mann zum Stat, lieber Doktor?"

„Vielleicht kommt Oberförster v. Eggers gleich! Wenn Sie keine Abhaltung hätten heute abend, Herr Landrat, wäre es schon möglich, die Partie zustande zu bringen."

„Heute nachmittag muß ich jedenfalls bei der Baronin noch einen Besuch machen."

„Wohl, und heute abend stehen wir dann zu Dienst."

Der Doktor ging.

Es war am gleichen Nachmittage gegen drei Uhr, als das Mädchen der Frau Baronin zum „Mohren" kam, ob die Frau Baronin den Herrn Landrat um vier Uhr zu einer Tasse Kaffee erwarten dürfe?"

Der Landrat ließ durch den Kellner sagen, daß er die Ehre haben werde, in der genannten Zeit zu erscheinen.

Edith empfing ihren Gast sehr liebenswürdig, schenkte ihm den Kaffee eigenhändig ein und zerschchnitt den Topfkuchen dazu, den sie selbst gebaden. Dann labten sich beide an dem Trank Arabiens, wobei der Landrat ihr erzählte, daß er die neue Villa zum nächsten Monat gemietet habe, so daß er dieselbe um genannte Zeit beziehen werde.

Jetzt sah der Landrat erst, daß Edith sich wenig verändert hatte und daß sie noch fast die Frische jenes Alters habe, in dem sie ihm den Spaten als Hilfsmittel zur Flucht gewiesen hatte. Er setzte hinzu: „Jene Zeit, in der ich Sie kennen lernte, gnädige Frau, ist das glücklichste Alter, in dem das junge Menschlein sich erst ausbildet, bis es schließlich fest wird. Kein Geschöpf der schönen Gotteswelt braucht dazu so lange Zeit als der Mensch."

„Da haben Sie recht! Sie müssen auch ein anderer als der Barrikadenkämpfer von damals geworden sein, das beweist schon die Auszeichnung, mit der Sie jetzt als Landrat im königlichen Dienste stehen!"

Leopold lächelte: „Ja, Gott sei Dank! Der törichte Jüngling von damals ist jetzt ein gereifter Mann geworden! Die Freiheitschwärmerei jener Zeit lag der jungen Welt wohl im Blute."

„Ich sah es schon kommen, ehe ich zu Großenhains ging. Sie sprachen schon damals so ernst, so bedächtigt und gebiegen! Dennoch ahnte ich nicht, daß Sie so schnell Karriere machen würden."

„Freut es Sie?"

„Nun, ganz gewiß, denn ich will es Ihnen nicht verhehlen, daß ich noch später oft an Sie gedacht habe. Jener Kaffee in der Hubertusforst blieb mir stets unvergessen!"

„Nun, mir auch, gnädige Frau! Meine selige Mama sorgte schließlich in ihren Briefen dafür, daß ich Sie nicht vergaß!"

In der Tat gestaltete sich diese Freundschaft zu einer so innigen, daß Landrat Leopold Fischer Frau Edith in der alternächsten Zeit einen Heiratsantrag machte und Erhöhung fand.

Er war von da an fast jede Woche einen Tag in Liebenau, und einen Monat nach der öffentlichen Verlobung fand auch die Hochzeit dort statt. Dr. Wiedemann und Oberförster Eggers blieben Hausfreunde und spielten auch später mit dem Landrat und seiner Frau den unvermeidlichen Stat.

Der Landrat erzählte noch oft davon, wie ihn der Oberförster v. Eggers am Polterabend durch ein Hornquartett, das Mendelssohns schönes Lied vortrug: „Wer hat dich, du schöner Wald", erfreut hatte, während der schelmische Doktor sich beim Festmahl revanchierte durch eine launige Festrede über das Thema: „Alte Liebe rostet nicht!"

## Riesenschiffe des Altertums.

Von D. Jahn. (Nachdruck verboten.)

Wenn wir die heutigen Riesenschiffe unserer Kriegsmarine betrachten und mit ihnen die Schiffe des Altertums vergleichen, dann gelangen wir zu der überraschenden Tatsache, zugestehen zu müssen: „Es ist alles schon dagewesen." Auch schon im Altertum hat es Schiffe von riesiger Größe mit ungeheurer Ladefähigkeit gegeben, und auch die Wehrhaftigkeit und die prächtige Ausstattung jener Schiffe war, entsprechend den Verhältnissen der alten Zeit, erstaunlich und allen damaligen Anforderungen vollauf genügend. Jetzt, wo besonders in Deutschland die Schifffahrt in schnellem Ausblühen begriffen ist, und jeder Vaterlandsfreund auf das Wachsen unserer Wehrkraft zur See achtet, ist es gewiß anregend, einmal an zwei Beispielen eine Vergleichung anzustellen.

Ptolomäus Philopater, der König von Ägypten, ließ in Alexandria ein Riesenschiff, eine große Galeere, bauen; sie war fast ebenso groß wie der ehemals dem Norddeutschen Lloyd in Bremen gehörende und in dem russisch-japanischen Kriege an Rußland als Ballonschiff verkaufte Schnelldampfer „Lahn". Die Galeere des Ptolomäus war nämlich 140 Meter lang und 12 Meter breit. Allerdings war sie bei weitem nicht so hoch, wie die „Lahn", und gerade wegen ihres flachen Baues war sie, wie alle Galeeren, wenig seefähig für die offene, hohe See. Sie hatte drei übereinanderliegende Decks; außer der Schiffsbesatzung waren noch 4000 Ruderer an Bord, von denen — wie meist auf solchen Galeeren — die eine Hälfte Freie und die andere Sträflinge waren. Die gewöhnlichen Galeeren hatten meist nur eine Länge von 50 Meter und eine Breite von 6 Meter; auch sie waren wenig

seefähig, denn auch hier befanden sich die untersten Ruderbänke ziemlich dicht über dem Wasser. Auf solchen Galeeren waren etwa 450 Ruderer tätig; sie saßen auf 25—50 Ruderbänken, und an jedem Ruder oder Riemen arbeiteten 3—5 Mann. In den ganz langen Riemen der oberen Schiffsdecke waren auch 8—10 Mann tätig. Wer aber den mächtigen Schnelldampfer „Lahn“ mit seiner Besatzung von 385 Mann so genau kennt wie der Schreiber dieser Zeilen, der kann sich leicht vorstellen, wie groß

Bezierbild.



Wo ist der gefangene Ritter?

einen Rammsporn vorn an der Spitze und eiserne Brüstungen oder Schanzbefestigungen. Unsere großen Schlachtschiffe haben auf dem Oberdeck schwere drehbare Panzertürme, in denen Geschütze des allerschwersten Kalibers stehen; die Riesengaleere Hieros hatte ebenfalls acht Türme, von denen aus durch Wurfmaschinen Steine von drei Zentner Gewicht mehrere hundert Meter weit geschleudert werden konnten.

Was aber die Ausstattung und Prachtentfaltung der Schiffe in alter Zeit angeht, so kam man darin unseren neueren und neuesten Ozeanern noch viel, viel näher. Auf den heutigen schwimmenden Palästen oder Hotels gibt es Musik-, Rauch-, Damen- und Kindersalons, ein Wiener Café, Badekabinen und neuerdings auch ein Turnzimmer; aber auch die soeben erwähnte Galeere des Hiero hatte einen prächtig eingerichteten Speisesaal, eine Bibliothek, einen Turnsaal, Bäder, einen Wurstempel, und — man höre und staune — sogar einen Biergarten. Der Speisesaal war mit herrlichen, golddurchwirkten, purpurnen Stoffen geziert; die Wände des Wurstempels bestanden aus kostbarem Zypressenholz, und auserlesene Gemälde und Säulen schmückten das Innere. Es sei übrigens hier noch bemerkt, daß Archimedes, während diese mächtige Galeere auf dem Hellenen\*) lag, die oft angeführten Worte sprach: „Gebt mir einen festen Punkt, und ich will die Welt aus den Angeln heben.“

Wie schön wäre es doch, wenn sich unsere großen Dampfergesellschaften dazu entschließen, in ihre Riesendampfer auch einen Kirchenaal einzubauen. Vielleicht würden sie bald die Erfahrung machen, wie dankbar diese Neuerung von vielen begrüßt werden würde. Dieser Raum würde in kurzer Zeit bei den Reisenden äußerst beliebt und zu den Versammlungen viel zu klein werden.

Jedenfalls sehen wir aus den vorstehenden Zeilen, daß die Schiffe des Altertums in ihrer Art großartig waren.

### Pius IX. als Kunstmäcen.

Als Papst Pius IX. (1846—78) einst ganz allein die Zimmer und Säle des Vatikans durchwanderte, um sich nach dem Gebote seines Arztes etwas Bewegung zu machen, was er ungünstigen Wetters halber nicht im Freien ausführen konnte, bemerkte er in einem der Säle einen sehr jungen Mann, offenbar einen Fremden, der in stummer Betrachtung oder vielmehr Verzückung vor einem der herrlichen Freskogemälde des „göttlichen Raffael“, wie ihn seine Landsleute nennen, dastand.

Stillschweigend wollte der Papst vorüberschreiten, um den jungen Kunstenthusiasten nicht zu stören, aber dieser vernahm dennoch das leise Geräusch hinter sich und wandte sich rasch um. Als er den Greis in seinem weißen Gewande vor sich stehen sah,

\*) West- oder Bauplatz, von dessen schräger Fläche das fertig gebaute Schiff ins Wasser gleiten kann.

verbeugte sich der junge Fremde tief, und ehrfurchtsvoll erwartete er dessen Rede.

Der Papst hatte die Künstlerseele in dem jungen Menschen erkannt und mit freundlichem Lächeln fragte er ihn wohlwollend: „Sind sie ein Maler, mein Sohn?“

„Ja, heiliger Vater, ich möchte wenigstens einer werden.“

„Wahrscheinlich sind Sie Ihrer Studien wegen nach Rom gekommen?“

„So ist es, heiliger Vater.“

„Sind sie ein Schüler der hiesigen Malerakademie?“

„Ach nein, leider nicht!“

„So studieren Sie unter einem besonderen Lehrer?“

„Nein, auch das nicht, ich bin zu arm dazu. Ich betreibe meine Studien ganz allein, aber ich habe mir Raffael zum Lehrer und Meister erkoren, heiliger Vater.“

„Nun, mein Sohn, es wäre aber doch vielleicht besser für Sie wenn Sie in die Akademie einträten. Tun Sie es nur so bald wie möglich, und“, setzte er nach einer Minute des Bögerns hinzu, „wenn es Ihnen recht ist, werde ich die Kosten übernehmen.“

„O, heiliger Vater, wie kann ich —“

„Still, still, danken Sie mir nicht.“

„Aber, heiliger Vater wissen nicht, daß ich —“ der junge Fremde schwieg plötzlich still.

„Sprechen Sie ruhig weiter, lieber Sohn. Was haben Sie auf dem Herzen?“ drängte gütig lächelnd der Greis.

„Ich bin Protestant!“

„O“, antwortete mit einem leisen vergnügten Aufschauen der Papst und dem ganz verdukten jungen Mann im Weiterschreiten freundlich zunicke, sagte er, immer noch vergnügt lachend, wie über einen köstlichen Scherz; „Was geht das die Akademie an, lieber Sohn?“

B. St.

### Unsere Bilder

**Königin Karola von Sachsen.** Wieder ist am sächsischen Hof der Tod eingetreten und hat die greise Königin-Witwe Karola hinweggenommen. Mit ihr ist wenige Tage nach dem König Oskar II. von Schweden das letzte Glied der Dynastie, die vor dem Haus Bernadotte den schwedischen Thron innehatte, aus dem Leben geschieden. Königin Karola, geboren am 5. August 1833, war die Tochter des Prinzen Gustav von Wasa und die Enkelin des im Jahre 1809 entthronten Königs Gustav IV. Adolf. Am 18. Januar 1853 hatte sich die Verewigte, deren Vater schon im Jahre 1849 zur katholischen Konfession übergetreten war, mit dem Prinzen Albert, dem nachmaligen König von Sachsen, vermählt. Diese Ehe war bekanntlich kinderlos geblieben, und so kam nach dem Tode des Königs Albert dessen Bruder, Prinz Georg, zur Regierung, die bekanntlich schon zwei Jahre später auf dessen Sohn, den jetzigen König Friedrich August, überging.

**Joseph Alexander von Helfert.** Einer der hervorragenden österreichischen Historiker der Gegenwart, der Wirkliche Geheime Rat Dr. Joseph Alexander Freiherr von Helfert, konnte Ende vorigen Jahres den Tag begehen, an dem er vor fünfundsiebzig Jahren in den österreichisch-ungarischen Staatsdienst trat. Am 3. November 1820 in Prag als der Sohn des bekannten Kirchenrechtsschriftstellers Professor Dr. Joseph Helfert geboren, ward er, der schon in seiner frühesten Jugend eine ungewöhnliche geistige Entwicklung zeigte, 1847 Lehrer des römischen und kanonischen Rechts an der Jagellonischen Universität zu Krakau, vertrat im 1848er Reichstag den Tachauer Wahlbezirk, war dann unter dem Grafen Leo Thun von 1848 bis 1860 Unterstaatssekretär im Unterrichtsministerium in Wien und seit 1861 interimistischer Leiter des Staatsministeriums zugeteilten Kultus- und Unterrichtsdepartements bis zur Einsetzung des Unterrichtsrats im Jahre 1863. Seither ist Helfert Präsident der Zentralkommission zur Erforschung und Unterhaltung der Kunst- und historischen Baudenkmäler.

**Dr. Ernst Brenner, schweizerischer Bundespräsident für 1908.** Der neugewählte Präsident, Dr. Ernst Brenner aus Basel, vollendete in diesem Jahre sein erstes Dezennium als Mitglied des Bundesrats. Er wurde 1897 als Nachfolger des zum Direktor des Internationalen Telegraphenbureaus ernannten Bundesrats Obersten Emil Frey gewählt und bekleidete schon einmal, im Jahre der 400jährigen Zugehörigkeit Basels zum Schweizerbunde, 1901, die Präsidenschaftswürde. Dr. Brenner ist 1856 in Basel geboren und hat auch seine Schul- und Studienjahre dort zugebracht. In den Jahren 1875—1879 lag er an den Universitäten Basel, München und Leipzig dem Studium der Rechtswissenschaften ob, nach dessen Abschluß er sich in seiner Vaterstadt der Advokatur widmete.

**Zum Rücktritt des Reichsbankpräsidenten Dr. Koch.** In der Leitung der Reichsbank, des wichtigsten deutschen Finanzinstituts, ist vor kurzem der schon seit einiger Zeit erwartete Wechsel eingetreten, da Wirklicher Geheimer Rat Dr. Koch, der seit fast achtzehn Jahren an ihrer Spitze stand, mit Rücksicht auf sein hohes Lebensalter von seinem Amt zurückgetreten ist. Präsident Richard Koch ist am 15. September 1834 zu Kottbus geboren. Bereits im Jahre 1851 bezog er die Universität Berlin, wo er nach fünf Semestern die erste juristische Prüfung bestand. Am 2. November 1853 wurde er bei dem Kreisgerichte Kottbus als Auskultator vereidigt. Im Jahre 1855 wurde er Referendar, drei Jahre später Gerichtsassessor, 1862 Stadt- und Kreisrichter in Danzig. 1865 wurde er an das Stadtgericht in Berlin versetzt. 1868 fungierte er bei den Beratungen der Kommission zur Ausarbeitung einer Zivilprozessordnung für den Norddeutschen Bund als Protokollführer. Am 3. Oktober 1870 trat er als Hilfsarbeiter in das Haupt-

Bankdirektorium der damaligen Preussischen Bank ein, wurde bald darauf Mitglied deselben und Justitiarius, 1876 zum Geheimen Oberfinanzrat, 1887 zum Vizepräsidenten des Reichsbankdirektoriums ernannt. Als am 30. April 1890 der Präsident von Dechend starb, kam für den erledigten Posten kein anderer in Frage als Koch, dessen Ernennung am 23. Mai 1890 erfolgte. Zum Nachfolger des hochverdienten Finanzmanns ist der bisherige Präsident der Seehandlung, Rudolf Havenstein, ernannt worden.

**Feldmarschallleutnant Friedrich v. Georgi, der neue österreichische Landesverteidigungsminister.** Nur etwa ein Jahr war es dem Feldzeugmeister Latscher v. Lauendorf beschieden, als Landesverteidigungsminister zu wirken; er trat aus Gesundheitsrücksichten in den zeitweiligen Ruhestand. Sein Nachfolger, der Feldmarschallleutnant Friedrich v. Georgi, am 17. Januar 1852 zu Prag als Sohn eines Obersten geboren, wurde 1871 als Jägerleutnant aus der Wiener-Neustädter Militärakademie ausgemustert. Einer Gebirgsbatterie zugeteilt, machte er mit Auszeichnung einige Gefechte in der Herzegovina mit und trat 1882 als Hauptmann in den Generalstab; 1893 wurde er zum Lehrer am Stabsoffizierskursus und 1898, als Oberst, zum Vorstand der Mobilisierungsabteilung des Reichskriegsministeriums ernannt. Im Jahre 1903 übernahm er das Kommando einer Landwehr-Infanteriebrigade in Prag, im gleichen Jahre wurde er General; 1906 wurde er Feldmarschallleutnant und als Sektionschef ins Landesverteidigungsministerium berufen, das ihm nach der Enthebung des Freiherrn v. Latscher übertragen worden ist.

**König Gustav V. von Schweden.** Als Nachfolger des verewigten Königs Oskar II. hat dessen ältester Sohn unter dem Namen Gustav V. den schwedischen Königsthron bestiegen. Er ist am 16. Juli 1858 zu Drottningholm geboren und erhielt alsbald nach seiner Geburt den Titel „Herzog von Värmland“. Von 1877 bis 1878 studierte er in Upsala und bereiste dann einige Jahre die europäischen Länder. 1875 trat er in die Armee ein, 1878 wurde er General. Am 20. September 1881 vermählte er sich in Karlsruhe mit der Prinzessin Viktoria von Baden, der am 7. August 1862 geborenen Tochter des verstorbenen Großherzogs aus dessen Ehe mit der Prinzessin Luise von Preußen, Tochter Kaiser Wilhelms. Aus der Ehe des Kronprinzen Gustav Adolf sind drei Söhne hervorgegangen. Der älteste und nunmehrige Kronprinz ist der am 11. November 1882 geborene Prinz Gustav Adolf, Herzog von Schonen, der seit 15. Juni 1905 mit der Prinzessin Margarete von Großbritannien, geboren 15. Januar 1882, Tochter des Herzogs von Connaught, vermählt ist. Aus dieser Ehe ist bisher ein Kind entsprossen: Prinz Gustav Adolf, geboren am 22. April 1906. Der zweite Sohn des nunmehrigen Königs ist Prinz Wilhelm, geboren 17. Juni 1884, der dritte Prinz Erich, geboren 20. April 1889.

**Stellmacherwerkstatt.** Handwerk hat goldnen Boden! Ein altes Sprichwort, das selbst in unserem Zeitalter der großen Fabriken seine Geltung noch nicht ganz verloren hat. Das vornehmste Werkzeug des Menschen, die Hand, wird nie völlig von Maschinen verdrängt werden, und im Kleinbetrieb findet der Handwerker größtenteils noch seine Existenz. Man sieht es dem fleißigen Stellmacher auf unserem Bilde an, daß er durchaus nicht mit dem Schicksal hadert. Das Pfeifchen bei der Arbeit schmeckt ihm vortrefflich, und die blühenden Blumen am Fenster bekunden, daß er neben dem Sinn für sein nützlichtes Handwerk noch Liebe zur Natur besitzt. Und wenn er da draußen in seinem Dorf auch keine Automobiltäder zu reparieren hat, so gibt's doch Karren und Fuhrwerke genug, die seiner Hilfe bedürfen. Es steckt noch immer ein Stückchen Poesie in den dörflichen Werkstätten, und interessanter als alle Maschinenleistung bleibt doch allezeit die Arbeit der menschlichen Hand.

**Allerlei**

**Kleiner Irrtum.** „Sie brauchen nicht so laut zu reden, ich höre doch ganz gut!“ — „Ja, Herr Doktor, der Mann drunten im Haus hat doch gesagt, Sie versteh'n nix!“ (Lustige Gesellschaft.)

**Beim Heiratsvermittler.** Fräulein: „Ja, aber der Herr hat doch eine Glage?“ — Vermittler: „Aber, liebes Fräulein, desto besser für Sie. Bedenken Sie doch, was da in der Wirtschaft an Kämmen und Pomade gepart wird!“ (Weggend. Blätter.)

**Wann stirbt?** Großmutter spielt mit ihrem liebsten Entelchen und sagt zu ihm: „Sieh, liebes Nuthchen, wenn ich einmal sterben sollte, dann bekommst du diesen Ring, diese schöne Brosche und auch diese Uhr.“ — Darauf antwortete Nuthchen: „Wann stirbst?“

**Zur Steuerung der Unehrlichkeit.** Viele umherziehende Zigeunergruppen wenden ein sehr einfaches Mittel an, jede Unehrlichkeit des Gaben einsammelnden Mitgliedes ihrer „Kapelle“ zu hintertreiben. Sie geben ihm zum Einsammeln nämlich einen Teller in die rechte Hand, in die linke aber eine — lebendige Fliege, die er darin behalten muß, bis er die erhaltenen Gaben abgeliefert hat.

**Eigentümliche Sitte.** In Siam ist es eine allgemeine Sitte, daß jeder Mann in seinem Leben wenigstens einmal zum Priesterstand übertritt und darin einige Monate bis zu einigen Jahren verbleibt. Daher findet man auch in den Tempeln von Bangkok gelb gekleidete Mönche zu Tausenden.

**In der Welt der Sterne.** Der heutigen Schätzung nach gibt es in dem sichtbaren Himmelsraume gegen 120 Millionen Sterne, die Verhältniszahl der schwächeren erscheint aber zu klein, wenn man annimmt, daß der Weltraum unbegrenzt sei, so daß es also erscheint, als ob dieser Raum doch bestimmte Grenzen hätte. Das ist nun eine strittige Frage, bei der eine jeden Zweifel ausschließende Beantwortung höchst erwünscht wäre. Gibt es wirklich noch größere Universums als das unsere? Dafür hat man nur eine schwache Andeutung. Aber der südlichen Erdhälfte schimmert ein Stern, der „Sternflüchtling“ genannt, der sich mit der Geschwindigkeit von 3200 km in der Sekunde fortbewegt. Das ist aber eine größere Geschwindigkeit, als die Anziehungskraft aller bekannten Sterne zusammen hervorbringen könnte, und diese Wahrnehmung leitet zu der Frage, ob es noch ein größeres Universum geben möge, das jenen Stern neben dem unsrigen dahintreibt. T.



**Mißverständnis.**  
— „Herr Doktor, von vorgestern ist auch noch ein Kleiner mit Ihnen geblieben.“  
— „Von vorgestern? Kein Deibel! Na, von mir ist er nicht — ich trinke stets aus!“

**Gemeinnütziges**

**Pumpnickelpeise.** Eine beliebige Quantität Pumpnickel wird gerieben und mit so viel Himbeer- oder Johannisbeerfaß angefeuchtet, daß die Masse gut davon durchtränkt ist. Alsdann gibt man die Mischung schichtweise mit geschlagener Sahne in Gläserchen. Diese Speise ist nicht teuer, schnell zu bereiten und schmeckt sehr gut.

**Zum Versand kommende Hühner** sollten, bevor sie in den Transportkorb gesteckt werden, stets einen kleinen Löffel voll warmen Rotwein erhalten, oder doch in Rotwein getauchtes Brot. Derselbe ist ein vorzügliches Mittel, verhindert Durchfall und macht widerstandsfähiger gegen Erkältungen.

**Zur Haltbarmachung von Aleister,** namentlich zur Verhütung des Schimmels und des Sauerwerdens, setzt man einige Tropfen Formalin zu. Auch Gummiarabikumlösungen können in gleicher Weise vor dem Sauerwerden geschützt werden.

**Um fettige Kragen an Männerrocken zu reinigen,** muß man sie gut ausklopfen, büffeln und mit Salmiakgeist abreiben. Hierzu bedient man sich am besten eines Lappens aus dem Stoff des Rockes. Der Kragen erhält durch Bügeln seine alte Form wieder, wobei über ihn ein leinenes, nicht faserndes Tuch gebreitet wird.

**Drahtanlagen** rentieren sich am besten, wenn die Einrichtung auf eine längere Dauer berechnet wird. Billige und nachlässig hergestellte Anlagen werden nach einigen Jahren derart reparaturbedürftig, daß die Ausbesserung oft mehr kostet als eine Neuanlage. Auch macht eine vernachlässigte und in Unordnung geratene Drahtanlage einen abstoßenden Eindruck.

**Rätsel.**

Als deine getreue Dienerin  
kannst du mich nicht entbehren;  
Verlese die Laute mit klugem Sinn:  
Einen Dichter wirst du hören.  
Melitta Berg.

**Logogriff.**

Mit o haßt es zu allen Zeiten,  
Mit i ist's einfach, recht und gut.  
Der Wanderer such's mit u zu meiden,  
Mit a erheischt es vieles Blut.  
Julius Falck.

**Verwandlungsrätsel.**

G	A	N	S
	•	•	
•		•	
		•	•
E	N	T	E

Wie gelangt man über 3 Zweisilbigen von der „Gans“ zur „Ente“? — Die Stellen, wo Buchstabenveränderungen eintreten, sind mit Punkten bezeichnet.

Helene Dein.

**Scharade.**

Die erste jeder Schüler hat,  
Die zweite such' im Vogelstaat;  
Das Ganze auch gehört dazu:  
Nun rate schnell, du haßt's im Nu.  
G. Schmidt.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

**Auflösungen aus voriger Nummer:**

Des Rätsels: Odeffa, Dessau. — Des Palindroms: Mava, Mamo.

Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.

**Bilderrätsel.**

